

gar Monate gedauert haben müssen. Ich versuche, mir die Szenerie vorzustellen. Das Hacken und Sägen mit langstieligen Äxten und gespannten Zweimannsägen, die sich hin und her in das tiefe Fleisch der Bäume weben – und damit ins Herz der Wälder.

In seiner *Anatomie der Melancholie* von 1621 verwendete Robert Burton die fast sprichwörtliche Zeile »eine alte Eiche wird nicht auf einen Streich gefällt«. <sup>1</sup> Ein paar Jahrhunderte später beschreibt Thomas Hardys Gedicht »*Throwing a Tree*« das Fällen eines Baumes durch »zwei Henker«, die »zwei Äxte tragen, mit schweren Köpfen, glänzend und breit, / Und eine lange, schlaffe Zweihandsäge, gezähnt zum Schneiden«. Die letzte Zeile von Hardys Gedicht lautet:

»Und zweihundert Jahre währendes Wachstum endet in weniger als zwei Stunden.« <sup>2</sup>

Und wie lange dauerte es, eine achthundertjährige Eiche zu fällen?

»Neulich habe ich bei einer Beerdigung jemanden getroffen, der damals dabei war«, erzählt Jonathan, »der mitgeholfen hat, die uralten Bäume abzuholzen. Es könnte gut sein, dass es in den Dörfern hier noch andere gibt, die sich vor sechzig Jahren als junge Männer ein paar Schillinge verdienten, indem sie Bäume in Holz verwandelten.«

Wenn ja, werden sie jetzt alte Männer sein.

Ronald Blythe erzählte mir vor nicht allzu langer Zeit, dass die Landbevölkerung alte Eichen genau deshalb liebe, weil sie eine physische Möglichkeit bieten, mit den eigenen Vorfahren Zwiesprache zu halten und ihrer zu gedenken. Oft stehen sie im Zentrum des Dorflebens, entweder auf dem Dorfbanger oder neben den ausgetretenen Pfaden, die sich an Hecken und Feldern entlangwinden. Diese Bäume dienen als Leitungen; sie verbinden uns mit denjenigen, die vor uns gegangen sind. Geliebte Eltern, Tanten, Onkel, Großeltern früherer Generationen haben die zerfurchte Baumrinde an ebender Stelle berührt, an der jetzt lebendige Hände über die gleiche raue Haut streichen. In dem einfachen Akt des Berührens einer alten Eiche liegt ein Gefühl der körperlichen Verbundenheit und damit der kraftvollen Erinnerung.

»Man hat ihnen unrecht getan«, sagt Jonathan, während wir durch die flimmernden Schatten gehen.

Er spricht über die Eichen, die hier gefällt wurden, davon, dass man ihnen das Leben genommen habe. Wir sind wieder an der Honywood-Eiche angekommen. Der Baum hat ein hohes Alter erreicht. »Er wächst wieder nach unten«, sagt Jonathan. Wie die letzten überlebenden Holzfäller, die vor sechzig Jahren in diesen Wäldern ihre Äxte schwangen, richtet sich die Eiche auf einen friedlichen Lebensabend ein.

»Sie waren nicht alle so alt wie die Honywood-Eiche, oder?«, frage ich.

»Nein«, antwortet Jonathan. »Ich glaube nicht. Aber es gab einige von beachtlichem Alter, und mit Sicherheit waren ein paar Bäume größer.«

»Also noch älter als die Honywood-Eiche?«, frage ich.

»Ich denke schon«, sagt Jonathan.

Er erzählt, es gebe ein Verzeichnis aller bedeutenden Eichen, die einst auf diesen Ländereien gewachsen seien; es werde im Archiv von Marks Hall aufbewahrt. Nachdem Thomas Phillips Price das Gut 1897 kaufte, ließ er seinen Grundstücksverwalter alle

größeren Eichen vermessen; ihre Höhe und ihr Umfang sind in Kladden verzeichnet, die heute noch besichtigt werden können.

»Dort bekommst du eine Vorstellung von der Größe und Gestalt der Eichen, die damals im Wildpark standen.«

Ich schaue mich um, sehe die hohen Gestelle der Kiefern ringsum. Ich versuche, uralte Eichen zu sehen. Es ist schwierig – schwierig, sich das Ausmaß des Verlusts vorzustellen.

»Sie hätten nie gefällt werden dürfen«, stellt Jonathan fest. »In Thomas Phillips Price' Testament steht: ›Die Eichen dürfen niemals geschlagen werden.««

Aber es geschah dennoch.

Vor hundert Jahren trugen die alten Eichen von Marks Hall keine individuellen Namen; sie wurden kollektiv »die Honywood-Eichen« genannt. Irgendwann, nachdem diese Honywood-Eichen im Wildpark in den 1950ern ausgemerzt worden waren, wechselte der Name in den Singular.

Angesichts dieses Verlusts überkommt mich ein Gefühl echter Trauer.

Alte Eichen haben immer unsere Zuneigung geweckt, oft aber auch unsere Ehrfurcht. Francis Kilvert, der 1876 über den alten Eichenbestand von Moccas Park in Herefordshire schrieb, kannte diese gegensätzlichen Gefühle:

Ich fürchte diese grauen alten Männer von Moccas, diese grauen, knorrigen, finstergesichtigen, x-beinigen, gebeugten, krummen, riesigen, seltsamen, langarmigen, unförmigen, buckligen, missgestalteten Eichenmänner, die Jahrhundert um Jahrhundert dastehen und warten und wachen ... Keines Menschen Hand setzte diese Eichen. Sie sind »starke Bäume, die der HERR gepflanzt hat«.<sup>3</sup>

Die Bäume werden zu »Eichenmännern«, seltsamen und angsteinflößenden Gestalten. Vielleicht liegt in einer solchen Verwandlung ihre Rettung. Göttlich sind sie auch noch. Niemand möchte heilige, von Gottes eigener Hand gesäte Wesen absägen und töten.

Mit jedem einzelnen alten Baum, der verloren geht, geht eine ganze Waldgemeinschaft unter. Jede ausgewachsene Eiche ist die Heimat einer komplexen, vielköpfigen Schar von Fledermäusen, Insekten, Vögeln, Pilzen und Pflanzen. Jonathan erklärt, eine alte Eiche funktioniere »wie ein Hochhaus«. William Cowper sah die Eiche in seinem Gedicht »*Yardley Oak*« von 1809 als »Eulenkluft«, als Wohnstätte dieser nachtaktiven Vögel.<sup>4</sup> Aber nicht nur Eulen finden dort eine Heimat. Von Baumläufern bis zu Hornissen beherbergen alte Eichen eine so breite Artenvielfalt wie kein anderer Baum.<sup>5</sup>

Ich stehe im Wald und versuche angestrengt, mir die riesige verlorene Wildtierpopulation vorzustellen, die es hier gäbe, wenn jene Hundertschaften uralter Eichen immer noch auf diesem Stück Land stünden. Sie sind die Geisterwelt, die dieses Waldgebiet heimsucht.

### 3. Juli

In sanftem Sommerregen treffe ich mich mit Jonathan. Wir steigen über den niedrigen Schutzzaun und sprechen über das Leben der Eiche. Jonathan erzählt, in letzter Zeit sei viel über den plötzlichen Eichentod (*Phytophthora ramorum*) geschrieben und gesprochen worden. Er sorgt sich um die Gesundheit der Honywood-Eiche. Andere Bäume auf dem Gut haben schon schwarz blutende Flecken entwickelt – Geschwüre, die typische Symptome der Krankheit sind. Ein älterer Baum in der Nähe des Eingangs liegt bereits in den letzten Zügen. Andere, jüngere Eichen haben die Infektion überstanden und sich allmählich erholt. Niemand weiß, wie die Krankheit sich in den nächsten Jahren verbreiten wird. Wenn die Honywood-Eiche sich ansteckt, könnte sie ernste Probleme bekommen.

»In ein paar Jahren ist sie vielleicht tot«, sagt Jonathan.

Wir unterhalten uns noch für ein paar Minuten im Schutz der Eiche. Als Jonathan aufbricht, sehe ich seinen Wagen nach Westen durch die Kiefern entschwinden.

Ich stehe und schaue. Zum ersten Mal bin ich alleine hier neben dem Baum. Eine Zeit lang tue ich weiter nichts. Ich bin wie erstarrt. Dann streckt sich meine rechte Hand aus, bis ich die Eiche berühre. Ich streiche mit den Fingerspitzen, den Handflächen über die raue Rinde. Etwas geschieht. Ich fühle eine Leichtigkeit, die ich seit Ewigkeiten nicht in mir gespürt habe. Mein Herz schlägt langsamer. Mein Geist kommt zur Ruhe. Ich sehe mich um, ob jemand in der Nähe ist. Seltsamerweise fühlt es sich plötzlich wie ein Akt des Eindringens an, wie das unbefugte Betreten einer Tabuzone, in diesem holzumzäunten Rondell an der Eiche zu stehen. Ich bin mir der Gegenwart der Eiche neben mir zutiefst bewusst, aber auch besorgt, jemand könnte hinter der Wegbiegung zwischen den Kiefern auftauchen. Niemand kommt. Zögernd schließe ich die Augen.

Die Zeit vergeht.

Ruhe umfließt mich, als hätte jemand eine Decke um meine Schultern gebreitet.

Ein heiliger Frieden senkt sich herab.

Als ich die Augen wieder öffne, liegt in meinem Blickfeld nur die Eiche, die graue Rinde zerfurcht und ruhig, ganz ruhig. Ich fühle mich wie verzaubert. Ich blinzele, und jetzt wirkt die Eiche wie ein gewaltiges, entspanntes Mammut, das mit einschüchternder, riesenhafter Grazie vor mir steht. Auf der Rinde wölben sich Falten wie Elefantenhaut, und der dicke, nach Norden weisende Aststumpf wirkt wie ein Baumstamm, dessen riesige Äste fest im Boden verwurzelt sind.

Ein Hase taucht auf dem Weg am See auf, eines der letztjährigen Jungtiere. Er besteht nur aus Ohren; mager und zappelig, trabt er den Hang zu mir herauf, verschwindet aber zwischen den langen Gräsern und Farnen, mit denen die sanften Hänge des Bachtals bewachsen sind. Es ist ein Schnitt quer durch die Zeit, der bloßgelegt wird, ein Augenblick, in dem der normale Lauf des Lebens stillsteht, in dem stattdessen ein anderes Seinsgefühl meine Anwesenheit in der Welt zu erfassen und alles in Besitz zu nehmen scheint.

Buddhisten nennen solche flüchtigen Momente *satori* – wenn die Fassade unserer normalen Existenz zusammenbricht und wir das sehen, was dahinterliegt, die Möglichkeit der Erleuchtung spüren. Wir leben jeden Tag in dem – trügerischen – Gefühl, unsere alltägliche Reise durchs Leben unter Kontrolle zu haben und unseren geregelten Weg auf der Welt zu kennen. Dann, in solchen Momenten des Staunens, können wir nur stehen und schauen. Wir sehen das Alltägliche nicht mehr. Wir fühlen nur die eigene Präsenz, schwerelos wie Luft, unsere federleichte Existenz auf dieser Erde, flüchtig und fragil wie ein Samenschirmchen im Wind.

### 10. Juli

Der Frieden, die stille Präsenz der Eiche, zieht mich zu ihr zurück. Eine blassblaue Libelle segelt an der Bank vorbei. Ein ruhiger Sommertag. Ich schaue unverwandt den Baum an und stelle mir die Eiche als riesigen Kompass vor, an dem jeder gekappte Ast wie ein Zeiger die Position von Himmelskörpern am nächtlichen Firmament in wichtigen Momenten des Jahres anzeigt: den Sonnenaufgang am Mittsommertag; einen Venustransit; den hellen Punkt des Perseiden-Meteorstroms.

Ein Ast, der als Wegweiser zum Polarstern dient, wurde schon vor vielen Jahren gekappt, abgesägt. Ein Kreis aus Schwärze ist in die runde Abschlussfläche des hellen Holzes gefräst. Es ist eine Spechthöhle, und eine einzige Unterfeder klebt am Eingangsloch. Ein Regenschauer prasselt herab. Sonnenstrahlen zwingen sich durch die Wolken und treffen auf die Kiefern; sie lassen ihre Rinde leuchten und die Eichenblätter ergrünen, erhellen die Rindenbrocken und das freiliegende Kambium in verschatteten, gesprenkelten Hell-Dunkel-Mustern. Auf der Südseite der Eiche erweist sich das, was in fünf Metern Höhe zunächst wie ein Mückenschwarm aussah, als Bienennest. Mit dem Fernglas kann ich die Sechseckstruktur der Waben ausmachen und denke sofort an ihren engen Verwandten, das Fünf-Punkt-Rhombenmuster, jenes Urbild intelligenter Gestaltung, das Thomas Browne in seinem Buch *The Garden of Cyrus* (1658) als Beweis für die Existenz Gottes präsentierte.

### 17. Juli

Ein schwüler Sommertag. Ich bin absolut entzückt, hier zu sein, auf der Bank neben der Eiche zu sitzen. Alles andere auf der Welt ist irrelevant. Es gibt nur das Hier und Jetzt. Mein Herz macht einen kleinen Hüpfen, als ich mich auf dem glatten Holz niederlasse. Ich schließe die Augen. Alles ist richtig. Alles ist gut.

Ich schaue auf und sehe, dass eine Brombeere aus einem Vorsprung an der Eiche sprießt, fünf Meter über der Erde. Auf der Bank werde ich von einer Fliege mit roten Augen, die eindeutig teuflisch aussieht, belästigt, gepiesackt und im Sturzflug attackiert. Schließlich lässt sie sich nieder und gestattet mir eine nähere Inspektion. Ich habe keine Ahnung, worum es sich handelt, habe aber Bestimmungsbücher dabei. Könnte es eine Luchsfliegenart sein? Vielleicht sogar *Pandivirilia melaleuca*, eine für ihr aggressives Temperament bekannte Fliege? Sie lebt tief im Inneren der Eiche im vermodernden

Kernholz des alten Baumes – der Braunfäule. Das Einzige, was ich sicher weiß, ist: Diese Fliege ruht sich gerade auf der Armlehne der Bank aus, mit riesigen roten, aus dem Kopf ragenden Kugeln als Augen, die in meinen vollkommen fremdartig aussehen.

Waldbrettspiele, eine Schmetterlingsart, taumeln durch die Wiesengräser wie Ascheflocken aus einem Scheiterhaufen. Die Luft ist sanft melodisch. Dies ist der erste sonnige Tag seit Wochen, und alle sind draußen, um die Hitze zu genießen, das Licht. Im Süden herrscht aufgeregt brummendes Kommen und Gehen am Nest der Wildbienen. Ich schreite den Kreis um den Baum ab. Mücken tanzen in den feuchten Hohlräumen zwischen den Wurzeln, wo die Sonne nicht hinkommt. Neben dem hellen Aststumpf, der nach Norden weist, kurvt eine Hornisse aus der Baumkrone, scharf und riesig vor dem azurblauen Himmel, und verschwindet dann in einer perfekten Parabel zurück in den Baum. Auf der Bank liegt ein Stapel von Büchern über Eichen. Ich habe eine kleine Bibliothek mitgebracht, betrachte aber stattdessen das Leben, das um die Eiche fliegt, huscht und summt. Nachdem das Wetter eine Ewigkeit lang jahreszeituntypisch feucht war, erwärmt sich die Welt.

—

Seit dem Ende des Tertiärs vor ungefähr 2,6 Millionen Jahren gibt es Eichen auf der Erde. In Großbritannien wachsen sie seit mehr als einer Million Jahren. Während die Gletscher von Norden her vordrangen, verschob sich die Eichengrenze nach Süden; dann wurde das Land allmählich wieder wärmer, die Eisdecke schmolz, und die Eichen kamen zurück. Ihre letzte Rückkehr fand vor ungefähr zehntausend Jahren statt, zu einer Zeit, als die britische Ostküste noch mit dem europäischen Festland verbunden war. Während das Klima sich veränderte und die Temperaturen stiegen, verbreiteten sich die Eichen über Großbritannien und besiedelten die eisfreien Gebiete. Auch die Tiere kamen, gefolgt von den Menschen.

Die Geschichte des menschlichen Lebens ist auf der ganzen Nordhalbkugel eng mit Eichen verbunden. Feuersteinäxte wurden hergestellt, um Eichen zu fällen und zu spalten; außerdem schnitt man Kiefern und Haselsträucher in den prähistorischen Wäldern. Diese nacheiszeitlichen Urwälder, die in Großbritannien *wildwoods*, »wilde Wälder«, genannt werden, hatten nach dem Rückzug der letzten Gletscher das Land besiedelt und schließlich komplett erobert. Die zähen Gestalten damals speisten mit dem Urwaldholz jene Feuer, die den Winter von ihren Heimen fernhielten. Die Brandrodung und Abholzung von Kiefernwäldern diente auch dazu, Raum für neue Eichen zu schaffen. Vor etwa fünf- bis sechstausend Jahren stellten sich die Menschen von einer nomadischen, von den Jahreszeiten bestimmten Lebensweise auf Nutztierhaltung und Ackerbau um. Mit der Landwirtschaft begann die systematische Zerstörung der Urwälder, um das Land in die ersten Getreidefelder und Weiden für primitive Nutztiere umzuwandeln.

Eichen waren etwas Besonderes. Sie lieferten Feuerholz, aber ihre Stämme konnten auch als Stützen für die Häuser dienen, die aus dem frisch gerodeten Boden wuchsen.